

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 16.

Mittwoch, 20. Januar

1926.

### Die Lampe mit dem roten Schirm.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Und so blieb Raspi allein, nur mit seinem Ärger in der Kanzlei des Oberkommissars zurück. Es schlug acht Uhr und schlug schließlich auch neun Uhr, aber der Oberkommissar ließ sich nicht blicken. Und dies schien Raspi ein gutes Zeichen. Vielleicht, daß der Rechnungsfeuerwerker Zellacic doch noch in die Sache verwickelt war. Die Äußerung hatte er bestimmt getan, auch seine Braut leugnete die Tatsache gar nicht ab, wenn sie auch keine Erklärung darüber geben konnte oder wollte. — Also — möglicherweise schloß der heutige Tag doch nicht mit einem völligen Fiasco.

Wenn nur Wondra bald käme, denn Raspi's Magen fing an sich zu melden. Aber der Detektiv konnte bequem noch eine Havannavirginia und drei Memphis-Zigaretten in aller Ruhe rauchen, bis der Kommissar von seinem immerhin recht weiten Weg aus der Kaserne zurückkam, und an dem Gesicht Wondras sah Raspi, der genügend Physiognomiker war, sofort, daß auch der Gang nach der Kaserne nicht die Resultate gezeitigt hatte, die ihm lieb gewesen wären.

Dennoch fragte er ganz ruhig.

„Nun — Erfolg gehabt?“

Wondra legte schweigend Kappe und Degen ab, dann lachte er grimmig auf.

„Ja, lieber Freund“, sagte er, „nur kam ich um eine Nasenlänge zu spät, denn die Militärbehörde hatte Zellacic schon eingesponnen, bevor ich auf der Bildfläche erschien.“

Raspi sprang auf. „Also doch!“ rief er aus. „Grazie a Dio, dann ist meine Blamage doch nicht gar so groß. So war Zellacic also doch der Mörder. Ich hab es geahnt.“

Wondras Augen ruhten einen Moment mit verhaltenem Spott auf dem Gesicht des Detektivs. „Ja“, sagte er, „Zellacic hat dem „verdammten Deutschen“, wie er sich geäußert hat, tatsächlich den Schädel eingeschlagen, nur, lieber Raspi, und das ist für uns die Hauptsache, unter dem „verdammten Deutschen“ war nicht Prohaska zu verstehen, sondern, nun freuen Sie sich — der Oberleutnant Berger von der zweiten Batterie, der direkte Vorgesetzte des Feuerwerkers Zellacic. Zellacic hatte auf den Offizier seit langer Zeit einen Riesenpfeil, weil er sich von ihm seßte und gezwirnt fühlte, und am Montag kam die Bombe zum Plagen. Im Jähzorn und unter dem Einfluß vielzuviel genossenen Alkohols ließ sich der Feuerwerker zu der unheilvollen Tat hinreißen, den Oberleutnant mit dem Taschenmesser niederzuschlagen. Tätlicher Angriff auf einen Vorgesetzten. Na, ich danke, das kostet ihm den Kragen. Natürlich kam er sofort in strengste Einzelhaft und sah längst im Militärgefängnis Santa Margherita, als der Feldmarschalleutnant Prohaska ermordet wurde. Das, Herr Raspi“, schloß Wondra, „ist das Ergebnis meiner und Ihrer glänzenden Ermittlungen im Falle Prohaska.“

Der Oberkommissar versteckte seinen Ärger und seine Enttäuschung unter einer lauten, etwas zu lauten Lustigkeit. Er ließ sich lachend auf einen Stuhl fallen

und schlug die Hände gegen seine Schenkel, daß es laut klatschte.

Anders Raspi. Mit einem lauten, gemeinen Fluch, an denen die italienische Sprache ja so reich ist, warf er seine frisch angezündete Zigarre in eine Ecke.

„Porco Mad . . .!“ schrie er wütend. „So eine verfluchte Schweinerei. Und was nun? Der Fall Prohaska liegt jetzt genau so dunkel da, noch dunkler wie zuvor. — Was machen wir jetzt?“

„Jeeze Polska nie zginiela —“ sagte der Oberkommissar gleichmütig. Seine Ruhe und damit sein Humor kehrten langsam wieder. „Noch ist Polen nicht verloren. Wissen Sie, Raspi, wie im Burenkrieg seinerzeit sich der General French, der damalige englische Oberkommandant, zu den Herren seines Stabes geäußert haben soll? „Sorgen Sie nur dafür, meine Herren, daß wir den Telegraph nicht verlieren. Solange wir den besitzen und die Presse nach unserem Gutdünken bedienen können, sind wir Sieger.“

„Was hat das mit uns zu tun?“ fragte Raspi.

Wondra lachte.

„Haben wir vielleicht nicht auch die Presse zur freien Verfügung. Solange wir die haben, ist noch nichts verloren.“

Bei diesen Worten griff er nach einem Bogen Papier und nahm die Feder zur Hand.

„Was machen Sie?“ fragte Raspi bescheiden.

„Wie können Sie nur so einfältig und laienhaft fragen? Ich tue das, was jede k. und k. Polizeiverwaltung in einer gleich faulen Lage, wie die unsrige, tun würde.“

Und seine Feder flog schnell über das Papier.

„Hier nehmen Sie“, sagte er und ein Lächeln huschte über seinen Mund. „Diese Notiz bringen Sie in gutes Italienisch und lassen Sie auf Amtswegen in die Presse lancieren.“

Und Raspi las:

#### Polizeibericht.

Im Falle Prohaska arbeitet unsere Polizei mit fieberhaftem Eifer. Es ist ihr gelungen, im Laufe des heutigen Tages einige hochwichtige Entdeckungen zu machen, über deren Natur aus naheliegendsten Gründen noch keine näheren Mitteilungen gemacht werden dürfen. Soviel kann jedoch bereits verraten werden, daß man den Tätern fest auf der Spur ist. In Polizeikreisen wird mit deren Festnahme stündlich gerechnet.

#### Sechstes Kapitel.

Am Tage nach den hier geschilderten Begebenheiten war Dr. Luz gegen zwei Uhr nachmittags in das Hotel zurückgekehrt und ging unverzüglich nach seinem Zimmer.

Er stand gerade in Kniehosen und schwarzen Ledergamaschen hemdsärmelig vor dem Spiegel und bürstete sich die Haare, als es an seine Zimmertür klopfte.

Luz, in der Meinung, es mit dem Zimmermädchen oder einem anderen Hotelangestellten zu tun zu haben, rief „Herein“ und war in Anbetracht seiner mangelhaften Toilette etwas unangenehm überrascht, als die Sängerin Delys in Begleitung des Leutnants vom Monsterrath das Zimmer betrat.



„Ich bitte um Verzeihung“, sagte er und griff nach seinem Rod. „Ich glaubte, das Stubenmädchen — — ich hatte natürlich keine Ahnung — —“

Die Sängerin lachte. „Aber ich bitte Sie, dottore. Meinen Sie, ich habe noch keinen Mann in Hemdsärmeln gesehen? Wir beim Theater sind so zimperlich nicht.“

„Wollen Sie nicht, bitte, Platz nehmen?“ sagte Luz, der inzwischen in seinen Rod geschlüpft war, und deutete auf die Chaiselongue.

Violetta sah bereits und klopfte mit den hohen Absätzen ihrer schwarzen Lackschuhe auf den Teppich.

„Verzeihen Sie, lieber Luz“, sagte Leutnant von Monsterath, „wenn wir Sie hier quasi überfallen. Wir haben Sie im Speisesaal vermisst.“

„Ich habe heute in der Stadt bei Tittoni gegessen.“

„Deshalb waren Sie nicht zu finden. Wir kommen, um Sie zu einem Spaziergang nach Barcola hinaus abzuholen. Ich bin dienstfrei heute nachmittag.“

Luz strich sich lächelnd über seinen Scheitel.

„Ich muß Ihre liebenswürdige Einladung für heute leider ablehnen, Herr von Monsterath“, sagte er dauernd. „Sie sind dienstfrei, ich bin es leider nicht.“

„Wie soll ich das verstehen? Darf man so indiscret sein und nach der Beschaffenheit Ihres Dienstes fragen?“

Luz bot der Sängerin und dem Offizier sein Zigarettenetui und, nachdem er sich selbst eine „Dames“ angezündet hatte, sagte er: „Der Mensch entgeht keinem Schicksal nicht. Was ich Ihnen gestern beim Fünfurtee erzählte, habe, hat sich heute schon erfüllt. Die Kriminalpolizei hat mich zu einem Gastspiel in dem erwähnten Fall Prohaska engagiert.“

„Prohaska?“ rief Violetta aus. „Wie kommen Sie zu der Sache Prohaska? Das müssen Sie uns näher erzählen.“

„Es gibt nicht viel zu erzählen, Signorina“, sagte Luz, der sich inzwischen rittlings auf einen Stuhl niedergelassen hatte. „Gestern Abend, als ich mich von Ihnen, Monsterath, verabschiedet hatte, teilte mir der Ho exportier mit, daß die hiesige Polizei an meiner harmlosen Person ein gewisses Interesse nähme, weil ich schon über drei Wochen in Triest weile, und mich auffordern ließe, meinen Paß und was man sonst noch an Papieren herumzutragen pflegt, auf dem zuständigen Polizeirevier vorzulegen.“

Soweit mir bekannt, gibt es eigentlich gar keine dahingehende Verfügung, aber andererseits kann ich der Polizei natürlich nicht vorschreiben, wen sie beargwöhnen darf, und wen nicht. Kurz und gut, um die Sache aus der Welt zu schaffen, ging ich heute morgen auf das Polizeirevier in der Via Stadion, und dort erkannte ich zu meiner Freude in dem Reviervorstand einen gewissen Franz Wondra aus Reichenberg in Böhmen, einen Studentkameraden aus Lausanne, mehr als das, einen guten Freund von früher, der natürlich die gleiche Freude an den Tag legt, mich nach vielen Jahren zufällig hier in Triest wiederzusehen.

Nun soweit war die Sache ganz nett und gemütlich, aber das dicke Ende ließ natürlich nicht lange auf sich warten. Wondra, der im Rang eines Oberkommissars bei der Staatspolizei steht, bearbeitet den Fall Prohaska, zusammen mit einem Detektiv der hiesigen Staatsanwaltschaft, der gerade dazu kommt, wie wir im besten Plaudern sind.

Es macht mir den Eindruck, als ob Wondra sowohl als auch der Detektiv von Seiten des Staatsanwalts einen ganz gehörigen Rüssel bezogen haben, weil sie die Karre total verfahren, will heißen, die Untersuchung auf eine ganz verkehrte Art und Weise geführt haben.“

„Wenn ich nicht irre“, fiel Violetta ein, „hat die Polizei doch gestern auf der Mole eine Verhaftung vorgenommen, die Ivo mit dem Fall Prohaska in Zusammenhang gebracht hat.“

„Ja“, sagte Luz lächelnd. „Das stimmt und gerade diese Verhaftung hat meinem Freund Wondra schon tüchtigen Ärger verursacht. Einzelheiten kann ich Ihnen nicht erzählen, nur soviel darf ich Ihnen raten, daß die Verhaftung jener Tänzerin — —“

„Maria Reja“, fiel Violetta ein.

„Ja, ganz richtig, jener Maria Reja der größte Reinfall für die Polizei bedeutet, und daß die Herren jetzt ihr Pulver total verschossen haben. Die Untersuchung sieht fest, wie der Sachausdruck heißt.“

„Ich fange an zu verstehen“, sagte Ivo von Monsterath. „Nun sollen Sie den Karren aus dem Dreck ziehen.“

„Es ist doch selbstverständlich, dottore“, sagte Violetta, „daß Sie ablehnen. Sie müssen ablehnen. Zur Unterstützung der Triestiner Kriminalpolizei sind Sie doch schließlich nicht auf Urlaub gefahren.“

(Fortsetzung folgt.)

## Steppenbrand.

Von Hugo v. Köller.

„Nirgends kann das Erwachen der Natur an einem Frühlingsmorgen schöner sein als in der unabsehbaren Steppe“, habe ich oft gedacht, als ich vor langen Jahren auf meinem damaligen, in der bulgarischen Dobrutscha gelegenen Gute schon vor Tagesgrauen weit hinaus in die Steppe ging, um den anbrechenden Morgen in freier Natur zu genießen.

Die Sterne am Himmel beginnen zu verblassen und im Osten zeichnet sich über dem Horizont eine rosarote Linie ab. Noch herrscht feierliche Stille ringsumher. Ganz allmählich wird der Streifen im Osten breiter und roter. Der Morgen graut. Schwache Dämmerung breitet sich über die weiten grünen Flächen, die sich, unbegrenzt durch Höhen oder Wälder, wie ein Meerespiegel mit dem Himmel zu vereinigen scheinen. Aus den Gräsern ertönt hier und da leises Zirpen und Zwitschern. In der Ferne ein Wachtelschlag. Die Atmosphäre ist geschwängert mit Blumenduft. Man dehnt die Brust und zieht die herrlich reine Luft gierig ein.

Der aufgehenden Sonne entgegen reden sich unzählige rote, weiße, blaue und gelbe Krokusblüten und duftende Veilchen, die in entzündendem Durcheinander wie riesenhafte Teppichbeete das sprießende Gras der Steppe überwuchern. Wie mit Diamanten überschüttet erscheint diese durch die Milliarden von Tautropfen, die an Gläsern und Blumen glitzern.

Aber vor der nun täglich zunehmenden Sonnenglut verschwinden bald die bunten Blumen in dem schnell hochtreibenden Steppengras. Und wenn im Mai und Juni die erste Deuernte vorüber ist, verdorrt bald alles, was noch stehen blieb. Graubraun gähnen uns dann die ehemals so farbenfreudigen Flächen an.

Dies ist die Zeit, wo die Schäfer vorsorgen, um ihren Herden neue Weiden zu schaffen. Sie zünden das trodene Gras an, wenn der Wind günstig steht, um das Feuer über ihre Weideplätze zu treiben. Da im Sommer in jenen Gegenden nicht mit regelmäßigen Niederschlägen gerechnet werden kann, ist das Abbrennen des getrockneten Steppengrases das erprobt einfachste und wirksamste Mittel, um neuen Graswuchs zu fördern. Hilft die Natur dann mal mit einem Gewitterregen nach, so können die Schäferden schon innerhalb acht bis zehn Tagen frische Nahrung finden.

Es gehört in dieser Zeit zu alltäglichen Erscheinungen in der Dobrutscha, am Tage schwere Rauchwolken sich über die Steppe wälzen und nachts rote Feuerscheine am Himmel zu sehen. Und mit Recht kann man dabei sagen:

„Wohltätig ist des Feuers Macht,  
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.“

Aber leider ist dies letztere bei der Eier der Interessenten, sich schnell neue grüne Weiden zu schaffen, nicht immer der Fall. Und dann erzählt man in gefährlichster Art die Wahrheit der weiteren Schillerischen Worte:

„Doch fürchtbar wird die Himmelstrast,  
Wenn sie der Fesseln sich entrafft,  
Eintritt auf der eignen Spur  
Die freie Tochter der Natur.“

Unreife Hirtenjungen legen oft das Feuer an, unfundig der Windrichtung und ohne Verständnis für die Gefahren, die sie damit für Menschen, Tiere, Gebötte und Wälder heraufbeschwören können.

An einem Abend sah ich von dem Balkon meines Wohnhauses aus im Nordwesten einen außergewöhnlich breit ausgebreiteten Feuerschein. Diese an sich belanglose Erscheinung bereitete mir deshalb einige Unruhe, weil bei Einbruch der Nacht, nach einem sehr heißen Tag, ein steifer Nordwestwind eingelegt hatte. Das Feuer schien mit ziemlicher Schnelligkeit vorwärts zu greifen. Um mich zu orientieren und für alle Fälle vorzubereiten, machte ich meine Arbeiter mobil und ging mit ihnen hinaus auf das Feld. Wir alle erkannten sofort, daß meinem Gebötte unter Umständen Ge-



fahr drohen konnte. Ich ließ mir ein Pferd bringen und galoppierte dem Feuerchein entgegen. Dabei stellte ich fest, daß der Steppenbrand in einer Breite von mehreren Kilometern wütete und sich in der Richtung auf mein Gut schnell ausbreitete. Zur Stunde war das Feuer noch ziemlich weit entfernt, und es zog sich zwischen den brennenden Flächen und meinem Grund und Boden ein ziemlich breiter Grenzweg hin. Übersprang aber das Feuer diesen Weg, so gab es bis zu meinem Gutshof nichts mehr, was den Brand hätte aufhalten können. Ich lehrte zu meinen Leuten zurück und entsandte zwei Knechte zu Pferde mit dem Auftrag, zu beobachten, ob das Feuer den Weg überspringe, und im gegebenen Falle sofort Nachricht zu bringen.

Zur Sicherheit ließ ich sofort zehn Pflüge mit Ochsen bespannen und zog mit diesen auf die Nordwestseite des Gehöfts. Denn es gab keine andere Möglichkeit, dem verheerenden Element Einhalt zu gebieten, als ihm die Nahrung zu entziehen durch einen tunlichst breiten Streifen frischen Sturzaaders.

Während meine Leute an den Pflügen warteten, ging ich nochmals dem Feuer entgegen. Dieses war wiederum ein bedeutendes Stück näher gerückt. Ich sah bereits deutlich Flammen hochsteigen, wenn ihnen ein Strauch oder ein kleiner Baum zum Opfer fiel.

Schon verbreiteten die nahenden Flammen so viel Licht, daß ich das vor dem Feuer flüchtende Gethier beobachten konnte. Aufgeschreckte Vögel flogen vorüber und strebten der Finsternis zu. Alles Wild wurde flüchtig. Ich sah Hasen, Füchse und Wölfe in voller Fahrt dahinjagen, um sich in Sicherheit zu bringen. Ein jammervolles Bild bot ein Volk noch nicht flügger Rebhühner; die alte Henne flatterte vor ihrer Brut, dauernd lodend, während die kleinen Vögelchen kaum vorwärts kamen. Das Völkchen flatterte dicht bei mir vorüber, ohne in der Todesangst von mir Notiz zu nehmen. Die Tierchen sind wohl sämtlich in den Flammen umgekommen.

Noch bevor meine ausgestellten Posten zurückkamen, sah ich, daß das Feuer eine kleine Waldparzelle ergriff, die schon diesseits des Grenzweges lag. Nun gab es kein Halten mehr. Ich lief, so schnell ich konnte, zu meinen Pflügen, die aber schon im Gange waren, da die Arbeiter selbst bemerkt hatten, daß das Feuer auf meine Felder übergegriffen hatte. Mit zehn Pflügen hintereinander ließ ich einen Bogen von Nordwest nach Südost um den Gutshof ziehen. Aber wir konnten nur zweimal die Tour machen; da war der Steppenbrand schon so nahe, daß man der vom Winde angefachten Glut nicht mehr standhalten konnte.

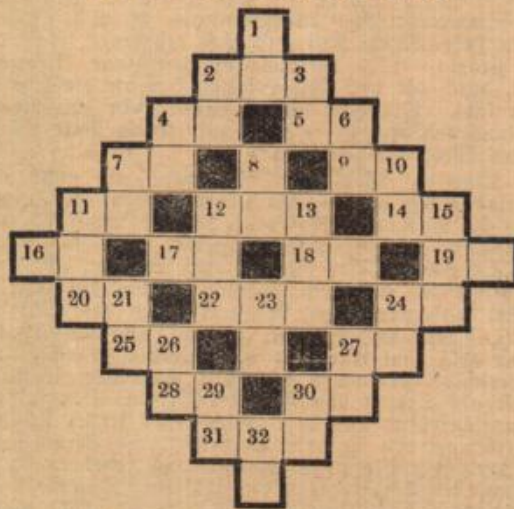
Indessen genügten die zwanzig Furchen. Die Flammen konnten über diese Breite nicht hinübergreifen. Mit furchtbarem Prasseln, Knistern und Getöse zog der Steppenbrand um mein Gehöft herum und nahm die Richtung auf das Nachbardorf. Dieses hatte zu seiner Rettung auch bereits alle im Orte vorhandenen Pflüge in Bewegung gesetzt. Inzwischen aber waren die Flammen an einige reisende Kornfelder gekommen und hatten dort schweren Schaden angerichtet. Hinter jenem Dorfe führte die breite Straße nach den Ortschaften am Schwarzen Meer vorüber. An diesem Hindernis mußte das Feuer Halt machen, und hier erlosch endlich der verheerende Steppenbrand.

Das Bild, das er hinter sich ließ, war trostlos. Verkohlte Sträucher, verbrannte Bäume, der Boden weit und breit mit Asche bedeckt, kleine Kadaver allerhand kriechenden Gethiers und Gewürms lagen umher. Eine atemraubende Dunstschicht schwebte über den abgebrannten Flächen.

Aber nur wenige Tage leben noch die Folgen jenes Schredensnachts. Des Himmels Schleusen öffnen sich und gierig saugt der vom Feuer gebröhrte Boden das befruchtende Raß ein. Bald sprießen überall zarte Halme empor, und nach wenigen Tagen grünt in neuem Leben die Steppe wieder. Die nie ersterbende Natur siegt auch über die Verheerungen des Steppenbrandes.

## Silben Kreuzwort-Rätsel.

(In jedes freie Feld eine Silbe.)



Wagerecht: 2. Fluß in Italien. 4. Zimmer. 5. Stadt in Bayern. 7. Musikinstrument. 9. Mädchenname. 11. Teil des Weinstocks. 12. Oper von Strauß. 14. Wüste. 16. Landwirtschaftliches Gerät. 17. Großer See in der Schweiz. 18. Bekanntster Ausdruck für Mittagessen. 19. Schwarzer Menschenstamm. 20. Weibliches Wesen. 22. Kampfsport. 24. Unverheiratet. 25. Deutscher Geschichtsschreiber. 27. Blutgefäß. 28. Handelsunternehmen. 30. Großes Stück Holz. 31. Ureinwohner Deutschlands. — Senkrecht: 1. Gift. 2. Spielkarte. 3. Edelstein. 4. Pferd. 6. Rein. 7. Steht im Garten. 8. Europäische Hauptstadt. 10. Amtstracht. 11. Blume. 12. Inselgruppe in Polonien. 13. Arabischer Wallfahrtsort. 15. Stadt in Italien. 21. Stadt in Tirol. 23. Naturerscheinung. 24. Verarbeitete Tierhaut. 26. Milchprodukt. 27. Englisches Bier. 29. Nicht bid. 30. Frucht. 32. Künstler.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 10: Wagerecht: 1. Ein. 3. Wahr. 6. Esra. 10. Na. 11. Tee. 12. Biße. 14. Bahr. 15. Re. 16. Eimer. 18. As. 20. Sau. 21. Ar. 23. Kelle. 25. Ur. 26. Odin. 28. Eber. 30. See. 31. Kon. 32. Erle. 34. Peße. 35. Ida. — Senkrecht: 1. Er. 2. Re. 3. Wabe. 4. Ali. 5. Hase. 7. Star. 8. Reh. 9. Hera. 13. Eisen. 14. Beule. 15. Raa. 17. Maß. 19. Str. 21. Rofe. 23. Kiel. 24. Ebbe. 25. Urne. 27. Der. 29. Foa. 33. Ei. 34. La.

## Alt-Nassau

### Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unzer.

II.

Der Reichskammergerichtspräsident Johann Jakob Zwiernlein stammte aus einer reformierten Kaufmannsfamilie in Worms, wo er 1699 das Licht der Welt erblickt hatte.<sup>1)</sup> Er wandte sich dem Studium zu, besuchte die Universitäten Halle, Wittenberg<sup>2)</sup> und Jena, worauf er sich 1723 als Advokat am Reichskammergericht in Weimar niederließ.

<sup>1)</sup> S. über ihn: Heinrich Gloß, Goethes Weklarer Zeit. Bilder aus der Reichskammergerichts- und Weimarstadt. Berlin 1911. S. 34 ff.

<sup>2)</sup> Wittenberg war Universität von 1502 bis 1815.

Hervorragende juristische Kenntnisse und große Gewandtheit in der Bearbeitung schwieriger Rechtsfälle — es handelte sich bei diesem obersten Reichsgerichtshof um Streitigkeiten der Reichsstände untereinander sowie um Beschwerden der Untertanen gegen ihre Landesherren — verschafften ihm bald den Ruhm eines außerordentlich tüchtigen Sachwalters; auch wissenschaftlich hat er sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er 1744 den Entwurf zur Kammergerichtsordnung von 1613, mit Erläuterungen und Anmerkungen versehen, herausgab. Zu den Reichsständen, deren Vertretung ihm übertragen wurde, gehörte auch Nassau-Dillenburg. Große Ehrungen wurden ihm zuteil; 1742 erhielt er den Titel eines kurbraunschweigischen und königlich Großbritannien Hofrats, 1752 wurde er von Kaiser Franz I. zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt und in den erblichen Reichsadelsstand erhoben. Vermählt war er mit Elisabeth



Dorothea Friederike Wahl seit 1737; aus der Ehe gingen drei Söhne und eine Tochter hervor.

Mit einem dieser Söhne, dem 1737 in Weiskar geborenen Christian Jakob v. Zwielerlein war Ludwig Wigelius schon auf der Universität Gießen befreundet, wie sich aus einer Stammbuchseintragung aus dem Jahr 1753 ergibt; möglicherweise hat diese Freundschaft mit dazu beigetragen, dem jungen Wigelius bei dem Procurator und in dessen gastfreiem Hause Zutritt und Eingang zu verschaffen. Der junge Zwielerlein hat später die Universität Göttingen bezogen, die schon damals sich eines besonders guten Rufes wegen der dort tätigen hervorragenden Lehrer, insbesondere der Rechtslehrer, erfreute; nach Beendigung seiner Studien ließ er sich, einundzwanzigjährig, wie sein Vater als Procurator am Reichskammergericht in Weiskar nieder. Auch er erlangte rasch einen bedeutenden Ruf und eine glänzende, recht einträgliche Praxis. 1766 heiratete er Christiane Friederike v. Hopfer, durch die der Geissenheimer Hof an die Familie Zwielerlein kam. 1790 mit seinen Brüdern in den Reichsfürstentum erhoben, ist er 1793 auf seinem Gute Langsdorf in der Wetterau gestorben.<sup>2)</sup>

Über Wigelius' Weiskarer Zeit wissen wir nicht viel; aus ihr finden sich nur wenige Eintragungen im Stammbuch. Am 22. November 1751 trug Dr. iur. Philipp Jakob Rasor, Advokat am Reichskammergericht, ein lateinisches Zitat aus Senecas Briefen ein mit dem Wunsche, daß dieses Freundschaftszeichen aus dem Gemüte des Ludwig Wigelius den Stachel entfernen möge, der dort gegen den Schreiber noch hatte — wir wissen nicht, worauf sich das bezieht; 1. Februar 1756 hat Christian v. Kettelbla, Beisitzer des Kammergerichts für den König von Schweden in dessen Eigenschaft als Herzog von Pommern, eine Sentenz aus Doras eingeschrieben; aus dem Jahre 1757 findet sich noch eine Eintragung von Ludwig Verdries, eine Strophe von Gellert; der aus Gießen stammende Schreiber hatte sich schon früher, im September 1748, in seiner Vaterstadt als „der Philosophie Beflüßter“ in das Album eingetragen, war also einer der frühesten Universitätsbekannten von Wigelius; doch wissen wir sonst nichts von ihm.

Nach der Weiskarer Lehrzeit, die man mit der heutigen Referendarzeit der angehenden Richter und Rechtsanwälte vergleichen kann, kam Wigelius nach Idstein als Assessor und verheiratete sich dort September 1758 mit Maria Christiane Thielmann aus Wiesbaden (einer Tochter des künftigen Kammerdirektors Thilemann (Thilemont), der als Abkömmling einer französischen Emigrantenfamilie in nassau-sassanische Dienste getreten war). Das älteste Kind aus dieser Ehe, Auguste Wigelius, später Frau Dr. med. Wahr, als Witwe wieder verheiratet mit Inspektor und Stadtpfarrer Handel in Wiesbaden, ist 1759 noch in Idstein geboren († 1846); bald danach muß Wigelius als Regierungsrat nach Wiesbaden gekommen sein, wo das zweite Kind, Theodore († 1819), im Jahre 1761 zur Welt kam. Die dritte Tochter, die 1763 geborene Sophie, heiratete den Pfarrer Vitriarius; erst das vierte Kind war ein Sohn, nämlich der am 18. April 1765 geborene Ludwig Christian, mit dem wir uns nunmehr, als dem Schreiber des zweiten Hauptteils des eingangs erwähnten Briefwechsels, eingehender zu beschäftigen haben.

Dieser Ludwig Christian ist, nachdem er in Wiesbaden einige Jahre die sog. Lateinschule besucht hatte, im Frühjahr 1776, also elf Jahre alt, nach Idstein aufs Gymnasium gekommen, wo die Söhne von Beamten, Geistlichen, Landwirten usw., die später studieren und in den Staatsdienst treten sollten, für die Universität vorbereitet wurden. Das erste Attestat der Briefsammlung, die den folgenden Schilderungen zugrunde liegt, ist ein Schreiben von C. G. Salzmann<sup>3)</sup> in Idstein an den Regierungsrat in Wiesbaden vom 25. Mai 1776, also aus dem ersten Schulsemeister des Sohnes. Darin heißt es: „Euer Wohlgeborenen lieber Sohn läßt durch mich gehorsamst anfragen: Ob der Herr Pava gütigst erlauben wollten, daß er nächstkommende Pfingsten in Wiesbaden fernbleiben dürfte. Herr Subconrector<sup>4)</sup> sagte mir zwar, daß es besser wäre, wenn er hier bliebe; doch dürfte ihm dieses wohl zu hart ankommen, weil alle Wiesbader morgen über acht Tage ihren Marsch dahin antreten wollen. Er befindet sich sonst recht wohl und vergnügt und wird alle

Tage munterer. Ich gebe mit ihm als mit einem guten Freunde um, sehe auch, daß er wirklich gerne in meiner Gesellschaft ist. . . Wie ich wahrnehme, hat ihn die Frau Engelin so lieb als ihr eigen Kind, und verpflegt ihn auch also. Herr Conrector<sup>5)</sup> und Subconrector legen ihm ein recht gutes Lob bei, woran des jungen Diefenbachs<sup>6)</sup> Eifer und Fleiß im Informieren vermuthlich vielen Antheil hat. überhaupt habe die Ehre, Euer Wohlgeborenen ganz gehorsamst zu versichern, daß alles nach Wunsch bisher gegangen ist. —“

Der Vater scheint die Erlaubnis zur Rückkehr nach Wiesbaden über die Pfingstfeiertage nicht erteilt zu haben, denn Salzmann schreibt am 8. Juni: „Auf die Retour nach Wiesbaden verlassene Pfingsten gehorsamst anzutragen, würde ich mich nicht erlauben haben, wenn mich nicht der liebe Luis versichert, daß ihn seine älteste Jungfer Schwester in einem Briefe inständig darum erjuchet hätte. Er war es zwar so gleich zufrieden, daß er hier bleiben sollte, jedoch war der Appetit im Essen zwei Tage bei ihm nicht so gut als sonst.“ Aus dem übrigen Inhalt dieses Schreibens kann man schließen, daß Louis eine Art Sorgenkind war; er scheint an starker Zerknirschtheit gelitten zu haben, denn es heißt da: „Um eine beständige Aufmerksamkeit bei ihm zu unterhalten, wird er in der Schule unter währenden Lektionen sehr oft aufgerufen; und dieses, meine ich, wäre das beste Mittel, so nur in diesem Falle ausgedacht werden kann. Soviel mir bekannt ist, hat er von seinen Lehrern in der Schule noch keinen einzigen Verweis bekommen. Ein wahres Kennzeichen, daß er sich sehr gut betragt. In den Clavier, wie auch in den Schreibstunden, ist er beständig still und aufmerksam, und auf die nämliche Art betragt er sich, nach dem Zeugnis des Herrn Subconrectors, auch in den Rechenstunden.“

Die großen Ferien im September wird Ludwig Christian wohl im Elternhause verbracht haben, und auch zum Weihnachtsfest kehrte er für einige Tage nach Wiesbaden zurück. Bei dieser Gelegenheit überbrachte er dem Vater einen Brief seines Klassenlehrers, des Subconrectors Rißhaus, der folgendermaßen lautet:

„Wohlgebohrner, Hochgelehrter, Hochgeehrtester Herr Regierungsrath; Theuerster Gönner und Freund!

Da der kleine Sohn von Ew. Wohlgeb. auf einige Tage zu Jönen nach Hause reisen wird, um die Feiertage daselbst zuzubringen, so habe ich ihn nicht ohne einiges mildegegebenes Zeugnis, wie er sich bisher in diesem letzten Vierteljahr betragen habe, fortlassen wollen; besonders, weil, wie ich hoffe, Ew. Wohlgeb. diese Nachricht nicht unangenehm sein wird. Und wie angenehm ist es mir, daß ich ihm ein gutes Zeugnis geben kann! Daß er seine Lektionen gehörig lernt, still und folgsam ist, will ich hier wiederholen — —, daß er aber auch viel, ja bei nahe alles von seinen fremden und zerstreuten Gedanken verloren, und sehr an Munterkeit und Gegenwart des Geistes zugenommen habe (davon wohl eines des andern Ursache, oder auch wechselseitig seine Folge sein mag), dieses ist es, was ich Ew. Wohlgeb. mit vielem Vergnügen berichte, und ich füge daher auch ferner mit völliger Überzeugung hinzu, daß er auch dieses Vierteljahr in seiner Kenntniß und Geschicklichkeit weiter gekommen sei. Ew. Wohlgeb. können daher gar wohl, und es wird mir lieb sein, wenn Sie es thun, Ihren kleinen Sohn merken lassen, daß ich ihm ein gutes Zeugnis und Lob gegeben habe, auch diese Anzeige mit einigem Lob und Beifall von Jönen Selbst begleiten. Es wird dieses eine größere Liebe und Vertrauen, sowohl gegen Ew. Wohlgeb. Selbst, als auch gegen mich, bei ihm erwecken, worauf ich vielmehr halte, als auf eine niederschlagende und tödtlich machende Furcht, welche die Kleinen zwar antreibt, ihre Pflichten, aber nur aus Zwang, nicht aus Liebe und freier Neigung des Herzens zu thun. Überhaupt halte ich ein bescheidenes Lob, zu gehöriger Zeit, für viel besser, als alle Arten der Bestrafungen. Eins habe ich an ihm auszusetzen. Ich vermiße nemlich noch die gehörige Aufmerksamkeit und Accurateß in Sauberhaltung seiner Bücher und anderer Schulsachen, besonders ist er ein wenig nachlässig in Verfertigung der schriftlichen Aufsätze, auch derjenigen, welche er zu Hause machen und alsdann in der Schule vorzeigen muß, wozu er sich billig mehr Zeit nehmen könnte und sollte. Ich habe ihn zwar auch deswegen schon oft zur Rede gestellt, er hat sich auch schon darinnen gebessert, allein ich wünschte ihn noch accurater hierinnen. Ew. Wohlgeb. würden mir daher einen Gefallen thun, wenn Sie ihm melden, daß ich dieses an ihm ausgesetzt hätte.“

<sup>3)</sup> Conrector und Klassenlehrer der Tertia war 1774 bis 1780 Kulemeyer.

<sup>4)</sup> Diefenbach war wohl als Hilfslehrer tätig, von 1781 ab hatte er als Subconrector die Quarta und wurde Februar 1783 Pfarrer in Kettenbach.

<sup>2)</sup> S. Gloel a. a. O. S. 36.

<sup>3)</sup> S. Gloel a. a. O. S. 25.

<sup>4)</sup> Caspar Gottlob Salzmann war Cantor und erlebte von 1759 ab den Musikunterricht. Er starb 1777. (Nach gütiger Mitteilung des Herrn Rectors Biemer in Idstein.)

<sup>5)</sup> Subconrector und Klassenlehrer der Quarta war 1774 bis 1780 Johann Andreas Rißhaus, der 1784 Rektor des Gymnasiums wurde und 1797 starb.